Originaltitel: Добро побеждает всегда, übersetzt aus dem Manuskript
© Viktor Martinowitsch, 2023

Deutsche Erstausgabe
© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2025

Lektorat: Kristina Wengorz
Umschlaggestaltung: HawaiiF3
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen

ISBN 978-3-86391-455-4

Verlag Voland & Quist GmbH
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin
info@voland-quist.de
www.voland-quist.de

Aus dem Russischen von Thomas Weiler

Roman

Das Gute siegt

Viktor Martinowitsch

Episode II

05.10.2020

An einem frühen Morgen, klar wie dünner Gefängnistee, wurde ich gleich nach dem Wecken und noch vor Ausgabe der Frühstücksration aus der Zelle geholt und durch die Flure gescheucht. Zum nächsten ohne meine Beteiligung gefällten Gerichtsentscheid über die Verlängerung meiner Administrativhaft, dachte ich ergeben. Noch mal zehn Tage. Oder fünfzehn? Egal.

Aber dann finde ich mich in einem Büro wieder, vor dessen Fenster eine prachtvolle goldene Linde in ihrer ganzen Schönheit erstrahlt, ich betrachte die vom morgendlichen Tau dunkel gefärbten Zweige, betrachte den Sternenschauer der Blätter und kann den Blick nicht abwenden vom Fenster (in meiner Zelle waren ja weder Himmel noch Bäume zu sehen, und hier gibt es nicht mal ein Gitter), dort ist Gottes schöne Welt in all ihrer ungeahnten Fülle. Die Schönheit braucht der Mensch zum Leben genauso wie den Schlaf, wie Nahrung und Wasser. Auch nach ihr hungert und dürstet es ihn, spürbar, körperlich. Wenn sie ihm vor Augen tritt, verspürt er dieselbe Ekstase.

»Telefon und Schlüssel«, sagt ein Mann in grünem Uniformhemd mit Schulterklappen – der Raum verfügt nicht nur über ein Fenster, sondern auch über eine Person.

Ich muss mich regelrecht losreißen vom goldenen Laub vor dem azurblauen Himmel und registriere, dass ich zu einem Metalltisch

geführt werde, auf dem in einem großen Haufen Mobiltelefone und Schlüssel liegen, Wohnungsschlüssel, Autoschlüssel, Datschenschlüssel, alles, was man den Häftlingen abgenommen hatte vor der Zuweisung ihrer Zellen. Es ist ein Paradies für Kleptomanen: Hunderte Anhänger, Ohrringe, goldene Broschen, Ringe mit und ohne Stein, Ohrstöpsel, iPads, Smartwatches und gewöhnliche Armbanduhren – sämtliche Trophäen auf einem Haufen, ohne Kennzeichnung, ohne System, nimm dir, was du willst, aber natürlich nehmen alle nur ihrs und ausschließlich ihrs.

Nachdem ich vorsichtig eine Lage Beutegut abgetragen habe, fische ich mein Telefon heraus und erkenne am Anhänger auch meine Schlüssel. Ich will sie eben in die Tasche stecken, aber der Mann mit dem Schulterklappenhemd schiebt sie in einen dieser Klarsichtbeutel, in denen im Film immer die Beweismittel landen.

»Jetzt geht es los«, sagt ein neues Wesen in mir, der erfahrene Knastbruder Matwik.

Immer und überall sieht er Gründe, mich ein weiteres Mal zur Verantwortung zu ziehen.

Zum ersten Mal hatte Matwik in meinem Kopf das Lied vom »Zentralgefängnis Wladimir« angestimmt, als nach der dritten Verlängerung meiner Frist das hagere Bürschchen auf der Pritsche unter mir wissen wollte, für welchen Paragrafen ich einsitze. »Wieso willst du das wissen?«, hatte zu meiner Überraschung Knastbruder Matwik für mich gefragt, und die Häftlinge, die seit neunzig Tagen am Stück in der Zelle saßen, hatten sich anerkennend zugenickt: Da hatte endlich einer die Gefängnisdenke drauf.

Der Klarsichtbeutel mit meinen Schlüsseln und dem Telefon ist jetzt in der Hand meines Begleiters, der auf einmal den Bund Schlüssel vom Gürtel nimmt und mir einen davon in die Handschellen an meinen Gelenken rammt.

Dann sagt er höflich: »Folgen Sie mir.« Aus dieser förmlichen Anrede meiner Person ist der Hinweis herauszuhören, dass das Ganze bald ein Ende haben wird.

Ich werde in den Hof gebracht. Ich bewege mich frei, schlenkere mit den nicht an den Handgelenken fixierten Armen, und das tut mir sehr gut. Im Hof steht ein dunkelblauer Kleinbus mit getönten Scheiben und ohne Kennzeichen. Ein Ford Transit natürlich, etwas anderes führen sie hier nicht. Darin sitzen noch einmal sechs von meiner Sorte. Vor einem Monat hätte ich sie gleich ausgefragt, wer sie sind, diese anderen, hätte laut überlegt, wo man uns wohl hinbringt.

Knastbruder Matwik aber argwöhnt überall falsche Fuffziger und rät kategorisch davon ab, Konversation zu betreiben. »Stille Wasser sind klug.« – »Schweigen ist Gold, red kein Blech.« – »Reden versaut die Oper«, murmelt er nüchterne Knastweisheiten vor sich hin.

Offenbar verfügt das gesamte Kleinbuspublikum über einen solchen inneren Kompagnon mit selbst gestochenen Tätowierungen und ohne Schneidezähne. Keiner sagt ein Wort. Die Tür fliegt auf – noch einer mit ungewaschenen Haaren und ramponiertem Blick nimmt Platz. Mir fällt auf, dass alle irgendwie sommerlich gekleidet sind. Hemd, T-Shirt, dabei haben wir Oktober, sieben Grad. Die wissen, was ein Teleskop ist. Auch ein Begleiter lässt sich in unserem Abteil nieder. Er hält einen ganzen Fächer Klarsichtbeutel mit Schlüsseln und Mobiltelefonen.

Der Bus startet, kurvt lange durch die Stadt, nachdem er das Gelände durch das Haupttor verlassen hat, gelangt über Schleichwege schließlich auf den breiten Boulevard, gibt Gas und schießt fort aus dem Stadtzentrum in Richtung Ring. Die Insassen beginnen, sich hektisch umzuschauen. Da geschieht etwas, das im Verwaltungsstrafgesetzbuch nicht vorgesehen ist.

»Die karren uns in den Wald, knallen uns ab und verscharren uns da. Alle. Ohne Gerichtsverfahren. Und keiner kann ihnen was«, konstatiert Knastbruder Matwik mit einem Pfiff durch die Zahnlücke.

»Bullshit!« Der Cowboy, der in den vergangenen vierzig Tagen von Indianern ordentlich auf den Deckel bekommen hat, steckt sich vor Schreck eine Zigarette an. »Wahrscheinlich verlegen sie uns nur in eine andere Anstalt.«

»Ich komm klar«, resümiert das Wesen, das bei jeder Gelegenheit im Telega-Chat »Ich komm klar« schrieb.

Als der Bus schon hinterm Ring ist und von einem Waldweg in den nächsten biegt, verstummen die beiden Letztgenannten in mir und pflichten fassungslos dem Pessimisten Matwik bei.

Richtig im Nirgendwo angekommen, zehn Kilometer von der nächsten Siedlung entfernt, hält der Bus schließlich an.

Der Begleiter teilt die Beutel mit Telefonen und Schlüsseln aus. »Sehr geehrte Delinquenten«, beginnt er mit gestützter Stimme. »Im Namen des Strafvollzugssystems bin ich befugt, Sie vorsorglich darauf hinzuweisen, dass im Zusammenhang mit der von Ihnen verbüßten Verwaltungshaftstrafe nach Paragraf vierundzwanzig drei Ihre gesamten persönlichen Daten in der Datenbank ›Rechtsordnung‹ niedergelegt wurden, was den Organen für Innere Sicherheit Anlass zur erhöhten Aufmerksamkeit für Ihre Person gibt. Vorerst können Sie sich frei bewegen. Aber denken Sie daran, dass bei einem erneuten Gesetzesverstoß das Strafmaß verschärft wird und Sie für dieselbe Handlung dann strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden können.«

»Und jetzt erschießen sie alle!«, krächzt Matwik. »Wenn wir ausgestiegen sind. In den Rücken! Und sagen dann, wir hätten versucht zu fliehen.«

Die Tür kriecht beiseite, aber niemand will der Erste sein. Alle schaudern angesichts der Oktoberfrische, Blicke gehen hin und her.

Der Begleiter verfolgt unser Zaudern mit einem schiefen Grinsen. »Na los«, spornt er uns träge an.

Und alle springen aus dem Bus. Springen heraus und können sich kaum auf den Beinen halten, so weit ist die Welt ringsum, so duftig dieser sonnige Morgen, so hoch der Himmel. Der Ford Transit wendet kurzatmig und verschwindet hinter der ersten Biegung des schmalen Weges.

»Was sollte die Scheiße mit dem Wald?«, fragt der, den sie zuletzt gebracht hatten, halblaut.

»Ist doch logisch. Was sollte die Scheiße mit ›keine Matratzen für die Politischen, keine Kissen‹? Leute zur Sau machen!«

Alle drücken auf die Startknöpfe ihrer Telefone, und auf einmal erwacht wieder das Menschliche, das in der Anstalt in Vergessenheit geraten war.

»Leute, mein Vater kommt mich gleich abholen. Gleich, wenn ich drin bin, hol ich mir die GPS-Koordinaten und stell sie bei Telega rein. Zwanzig Minuten.«

»Mich auch!«

»Ich hab einen Fahrdienst, ich hol für jeden ein Auto ran!«

Ich gehe weg, wankend, mir ist furchtbar kalt, ich bibbere, aber ich will nicht rumstehen und warten, ich könnte gehen und gehen, ich könnte zehn Kilometer bis zum nächsten Dorf gehen und noch mal zwanzig bis in die Stadt, nur, um mich zu bewegen, das ist ja so eine Gaudi: einen Fuß vor den anderen setzen, atmen und unter dem endlosen Himmel spazieren, auf einem endlosen Weg, nicht begrenzt von kotzefarbenen Wänden, nicht vergittert, ohne gebleckten Stacheldraht.

Da sind die anderen auch schon hinter der Wegbiegung verschwunden, und ich genieße immer noch das Rascheln des Laubs unter meinen Füßen, und da kommt mir mit hoher Geschwindigkeit ein schneeweißer Jeep entgegen. Die Scheiben golden getönt, auf dem Kühlergrill das Lexus-L, ebenfalls vergoldet. Gott, wie kitschig, denke ich, aber da bremst der Lexus ab, bremst neben mir, und Knastbruder Matwik fragt sich noch alarmiert, ob diese Schwalbe nicht aus dem Gefängnis geflogen kommt, ob nicht die Genossen Ermittler mich zurückholen wollen, da fährt die Scheibe des Lexus herunter, und hinter der Scheibe erscheint auf einem rosa Ledersitz, am rosagoldenen Lenkrad Polina Mendoza.

»Gott, was ist sie stylish!«, juchzt der *Esquire*-Leser in mir. »Top Mode geht immer Hand in Hand mit Kitsch, aber die Mendoza bleibt immer auf der Modeseite.«

»Grüß dich, Knastologe!« Polina zieht an ihrer schlanken Zigarette. Auf dem Filter bleibt Lippenstift wie Schmetterlingsstaub zurück. »Dann mal rein in die gute Stube.«

Ich gehe um das Fahrzeug herum und fasse nach dem Türgriff (Preisfrage: »Errate die Farbe des Autoteils anhand der bereits

bekannten Details.« Korrekt! Die Türgriffe eines weißen Autos mit goldenen Scheiben müssen golden sein!). Der Beifahrersitz erinnert an die Selfie-Area in einem Einkaufszentrum. Der Rückspiegel trägt einen weißen Pelzbesatz. Das Handschuhfach ziert ein naturgetreues Porträt der Polina Mendoza als Kleopatra aus Swarovski-Steinen, neben ihr ist ein schwergewichtiger Mann angedeutet, der als Antonius erscheinen möchte.

Offenbar sehe ich angesichts dieser geballten Schönheit etwas verdattert aus, denn die Mendoza meint bissig: »Lass gut sein. Das Maschinchen hat mir so ein Penner geschenkt. Dessen Vorstellungen vom Schönen sich herausgebildet haben, als er früher mit Ken und Barbie spielte.«

»Wie hast du mich gefunden?«, frage ich.

»Informierte Kreise haben mir was geflüstert.« Polina drückt die Kippe in einen Aschenbecher im Design eines Kosmetiktäschchens. Wie absichtlich verfehlt sie das metallene Bett und hinterlässt auf dem blutroten Atlasstoff ein fettes schwarzes Brandloch.

»Dieselben Kreise, die dir das Maschinchen aufgetan haben?«, frage ich mit ironischem Kopfgewackel.

»Dich wollte eine große Menschenmenge am Okrestina in Empfang nehmen. Fünfhundert Leute. Kraj.by hat sogar gestreamt, alle haben gewartet, dass du rauskommst. Und um keinen Anlass für Nachrichten zu bieten, haben sie beschlossen, dich und alle, die heute freikommen, in den Wald zu fahren. Damit sich die Kämpfer nicht in falschen Siegesgefühlen wiegen, wie man mir erklärt hat.«

»Menschenmenge?«, frage ich. »Was soll der Scheiß?«

»Na, du bist jetzt quasi berühmt. Hast du gesehen?« Polina streckt mir ihr Mobiltelefon hin. Sie ist auf YouTube.

Ich drücke auf »Play«, im Bild erscheint das ernste Gesicht von Jude Law. Über Jude Law läuft der animierte Titel »Okrestina Solidarity«. Und weiter: »Free Matfey Alferov!« Jude Law beginnt zu sprechen, er bewegt anmutig sein gepflegtes Gesicht: »We, the international theater community, demand immediate release of …«

Hier wirft der Promi einen schnellen Blick auf seinen Spickzettel. »… of our respectful colleague, Moscow's NAHTD Theater, Matfey Alferov!«

»Na gut, mit dem Namen haben sie ein bisschen danebengehauen.« Polina nimmt mir das Telefon wieder ab.

»Und unsere Stadt haben sie komischerweise Moskau genannt …«

»Für die ist es, wenn was schiefläuft, wenn einer verhaftet oder zusammengeprügelt wird, immer Moskau, andere Städte von der Landkarte zu lernen, ist schwer, da musst du dich ja anstrengen. Aber ich dachte, es könnte dir trotzdem gefallen. Die EU-Kommission hat in deinem Fall zweimal ihre Besorgnis bekundet. Erst einfache Besorgnis. Dann tiefe Besorgnis.«

»Doch, gefällt mir«, pflichte ich ihr bei. »Jetzt weiß ich auch, wieso sie mir die Frist verlängert haben.«

»Wieso?« Polina kommt nicht mit.

»Na, genau deshalb. ›Damit sich die Kämpfer nicht in falschen Siegesgefühlen wiegen.‹ Wie sieht das sonst aus: Jude Law macht den Mund auf, die EU-Kommission klappert einmal mit den Hufen, und schon kommt der Typ frei? Dann hat Jude Law jetzt im Land das Sagen? Und die EU-Kommission?«

Polina winkt ab. »Da hast du dich jetzt aber verrannt.«

Mit etwas Abstand muss ich zugeben, dass mir den letzten Satz Knastbruder Matwik eingeflüstert hat – seine Logik erschließt sich noch nicht allen Bürgern unseres Landes.

»Die Frist haben sie dir verlängert, Matwejuschka, weil du jetzt der Che Guevara der kompletten Theaterszene bist. Die Jungs haben erzählt, du hättest damals zu Montecchi gesagt, du gehst nicht auf die Barrikaden, und dann so was! Alle hatten richtig Respekt vor dir, als du nicht bei der Probe warst und in der Nacht dann auf den Gefangenenlisten.«

»Polina, ohne dich enttäuschen zu wollen, aber ich war wirklich nicht auf den Barrikaden«, sage ich versöhnlich, während ich mein Telefon einschalte.

»Mhm, glaub ich sofort!«, sagt sie lachend.

»Ehrlich, Polina! Ich wollte Wasser für Heidegger holen, da haben sie mich an der Tanke geschnappt!«

»Dann erzähl das jetzt mal allen!«, ermutigt Polina mich mit einem Zwinkern. »Romeo war so eifersüchtig auf dich, dass er selber für fünf Tage eingefahren ist.«

»Den haben sie verhaftet?« Ich kann es nicht fassen. Wenn einer sich vor allen potenziellen Unannehmlichkeiten drückt, dann doch wohl unser modisch besneakerter Gavroche.

»Er ist schon wieder raus. Hat fünfzehn Tage bekommen und wurde nach fünfen laufen lassen.«

Mein Telefon erwacht zum Leben und vibriert plötzlich wie der Schalthebel meines alten Astra. Zeile um Zeile flitzt über das Display – Textnachrichten, Benachrichtigungen aus sämtlichen sozialen Netzwerken, die immer gleichen Anreden (»Bruder!«, »Alter!«), die immer gleichen Aufmunterungen (»Halt die Ohren steif!«, »Wir denken an dich!«) – als ob ich das dort hätte sehen können, hinter Gittern.

»Ich hab ein Kulturprogramm für dich organisiert.« Die Mendoza wirft einen raschen Blick in meine Richtung, doch der kurvige Waldweg nimmt ihre Aufmerksamkeit zuverlässig in Anspruch. »Aber vielleicht willst du erst noch wo hin? Irgendwelche schrägen Gelüste? McDonald's, oder so?«

»Nein, irgendwie ist mir nicht nach Macs«, sage ich ohne rechte Überzeugung.

»Komisch, im Netz schreiben sie, jeder Dritte will zum Kick-off Pommes und Cola aus dem Macs. Ich hab sogar überlegt, was mitzubringen, aber ich mag den Geruch nicht im Auto.«

»Nein, ich hätte einen anderen Wunsch. Lass uns zu mir nach Hause fahren. Puschkinplatz 19a. Ich muss nur kurz rauf. Heidegger.«

»Verdammt! Ja! Heidegger!« Sie reißt die Augen auf.

»Keine Sorge, ich hab bei Gericht … Da ist jemand freigekommen. Und sollte sich gekümmert haben. Aber besser mal nachsehen.«

»Fette Pechsträhne hat der Kater! Erst das Frauchen weggesperrt, dann der Nächste. Hör mal, vielleicht ist er verflucht? Wer ihn füttert, kommt in den Bau? So ein Schicksalskater, verstehst du?«

»Jung Frau, in unsere Kultur Kater ist heilige Kreatur, bitte kein Catserei!«, verlange ich in einem Akzent, den ich selber nicht ganz zuordnen kann.

Polina gibt die Adresse ins Navi ein, ich tauche in Telega ab. In jedem Newsfeed zehntausend neue Nachrichten, ich scrolle mich bis zum Ende durch und rolle meine verpassten vierzig Tage auf.

»Ja, das hier schreiben sie auch.« Polina tippt gegen mein Telefon und biegt auf den Ring ein.

»Was?« Ich kann ihr nicht folgen.

»Dass die Leute nach dem Kick-off sofort im Telefon untergehen. Aber lies nur, lies!«

Die meisten Nachrichten haben ihre Rasiermesserschärfe eingebüßt: Jemand wurde verhaftet, ist aber schon wieder frei, jemand wurde krankenhausreif geprügelt, ist aber jetzt auch wieder gesund. Gib einer Nachricht vierzig Tage, und sie ist Geschichte. Und in der Geschichte sind alle Helden tot, alle Prinzessinnen mehr oder weniger gerettet.

Hier und da bleibe ich aber doch hängen: »Die Richterin des Krasnoswjosdny Rayon Wyssogor, Lidija Konstantinowna, die bekanntlich Tausende zu mehrtägigen Haftstrafen verurteilt hat, hat um ihre Entlassung gebeten. Der Bitte wurde stattgegeben. Sehen Sie die Sascha-Zok-Sondersendung ›Bröckelt das System?‹, in der der Experte diesen und weitere spektakuläre Rücktritte von Personen aus dem Repressionsapparat genau analysiert.«

Fünf bis zehn Minuten später bin ich schon im aufgeregten Nachrichtensumpf versunken. Mein Land ist ganz kribbelig vor Schmerz und Angst, und man muss einfach weiterlesen, wie man einen blutig gekratzten Mückenstich einfach weiterkratzen muss. Für mich gibt es keinen Himmel mehr, keine Sonne, nicht mal Polina Mendoza.

Die fährt auf das Rund des belebten Platzes vor meinem Haus und hält auf der rechten Fahrspur an. Hinter ihr wird sofort gehupt. Polina setzt den Warnblinker. Hinten wird weitergehupt. Sie schiebt sich mit zwei Rädern auf den Gehweg und gib etwa ein Drittel der Fahrbahn frei. Hinten wird natürlich gehupt. Polina gibt auf und

zeigt den Hupern über die Schulter den Stinkefinger. Polinas Finger bleibt den Hupern aufgrund der goldenen Volltönung der Scheiben komplett verborgen.

»Da wären wir. Mach Heidegger klar, ich wart hier auf dich«, schreit die Mendozotschka gegen die lärmende Autoschlange hinten an.

»Polina, vielleicht fährst du noch ein kleines Stück, um die Ecke ist ein Parkplatz.«

»Ach nö. Mich stören die nicht.« Die Schöne winkt ab und greift zum Telefon – will sagen: Ich lese Nachrichten.

»Hier darf man eigentlich nicht halten. Gar nicht«, mache ich noch einen zaghaften Versuch. »Du blockierst die Einfahrt.«

»Kein Ding, ich hab ja den Warnblinker an«, beruhigt sie mich.

»Der Parkplatz ist fünfzig Meter von hier!«

»Och, ich park doch so ungern ein, Matwejuschka!«, sagt Kleopatra mit Schmollmund.

Mir ist es richtig unangenehm, aus einem Auto zu steigen, das gleich gegen mehrere Verkehrsregeln, Moralvorstellungen und Prinzipien von Schönheit und Stil verstößt. Kaum ist die Tür hinter mir zugefallen, bricht auch schon der Zorn sämtlicher hinter dem Lexus angestauter Pkw, Motorräder und Sattelzüge über mich herein, es hagelt Verwünschungen in einem Ausmaß, dass ich anfange, Haken zu schlagen, um wenigstens einigen der mir nachfliegenden Steine und fauligen Tomaten zu entgehen.

Im Hauseingang nehme ich Witterung auf und fürchte schon, aromatische Indizien für ein in der Nähe befindliches totes Ding im Zustand der Verwesung auszumachen. Ich haste die Treppe hinauf in der leisen Hoffnung, nicht nur Heidegger zu Hause anzutreffen, sondern auch Lady Di. Sosehr ich Julianna Iossifowna verehre – Lady Di möchte ich noch lieber sehen als Heidegger. Meine Tür ist zu.

Während ich noch überlege, was das zu bedeuten hat, geht die Tür zur Wohnung rechts nebenan auf. In der Tür steht strahlend Tante Ira. Eine füllige Frau, die gute Laune in Person.

»Oh, guten Tag, Tante Ira! Sagen Sie, war vielleicht eine junge Frau bei Ihnen, Lady Di?«

»Die Dinka?«, fragt Tante Ira gerührt. »Wir zwei sind doch längst ein Herz und eine Seele! Haben abends immer unsere Teestunde gehabt. Ich hab sie in die Geheimnisse der Katzenhaltung eingeweiht. Hör mal, Matwej, bleib da dran, ja? So eine patente Verlobte hast du da!«

»Hat sie noch die Schlüssel?«

»Heute Morgen hat sie sie mir zurückgegeben. Sie wusste, dass du kommst. Ich frag sie noch: ›Wieso wartest du denn nicht auf Matwej?‹ Und sie nur: ›Ich warte nicht.‹ So ganz kategorisch, verstehst du? Habt ihr euch etwa gekracht? Wenn du was ausgefressen hast, sieh zu, dass du dich entschuldigst, so eine findest du garantiert nicht noch mal, eine wie sie gibt es heute gar nicht mehr.«

Ich schließe hastig die Tür auf und schlüpfe in die Wohnung, während mich Tante Ira weiter von Dinkas einmaligen Qualitäten zu überzeugen versucht und unbedingt zu unserer Hochzeit eingeladen werden will, und das alles durch die geschlossene Tür.

Ich gehe ins Wohnzimmer. Heidegger liegt auf dem Fensterbrett, einen Bauch wie ein Zeppelin. Ein mit flauschigem Fell bewachsener Zeppelin. Die Augen vor Sattheit trübe. Ich will nicht behaupten, diese Augen hätte vor Wiedersehensfreude geleuchtet. Eher lag in ihnen die stumme Hinnahme der Tatsache, künftig einmal mehr von anderer Hand gefüttert zu werden.

»Miau!«, gibt er von sich, ohne sich vom Fensterbrett zu erheben. Immerhin nicht: »Dasein!« Bei »Miau« ist das Kätzchen gesättigt.

Ich gehe ins Bad. Etwas misstrauisch drehe ich den Hahn auf, es fließt, wir haben Wasser. Keine weiteren Tankstellengänge vonnöten. Im Kühlschrank steht ein Topf mit Pamps: Leber, Hühnchen, Perlgraupen, gerührt, nicht geschüttelt. Am Topf klebt ein gelber Zettel mit skizziertem Katzenquadratschädel. Heidegger hat Hausgemachtes bekommen. Kein Wunder, dass es zum Zeppelin gekommen ist. Auf dem Tisch liegt ein weiterer Zettel. Mir zittern die Hände. Von draußen ist das Dauergebrüll des Staus zu hören.

»Lass dich nicht bemitleiden, du gewöhnst dich dran. Die Bluse nehm ich nicht, die Besitzerin braucht sie noch. Is there life on Mars?«

Ich lese das Ganze noch einmal. Es liest sich, als wäre Lady Di mal eben zur Arbeit los und sei am Abend zurück. Kein »machs gut«, kein »bis bald«, schon gar kein »wir sehen uns heute Abend«. Eine tote Prinzessin kann nichts mit dir zusammen machen. Ich wusste, dass es genau so kommen würde. Das Bett ist frisch bezogen. Die alte Bettwäsche ist gewaschen und gebügelt, sie ruht zusammengelegt auf dem Badschemel. Eine sehr disziplinierte Zwischenmieterin hatte ich da. Nicht ein einziges Molekül von sich hat sie hinterlassen.

Ich eile wieder nach draußen, trete eilends auf die Straße – keine Polina. Als ich mich umsehe, entdecke ich ihren Wagen akkurat abgestellt auf dem Parkplatz. Parallel zu den Markierungen, exakt dreißig Zentimeter Abstand zu den Türen auf beiden Seiten. Die Mendoza steht daneben, raucht und blinzelt in die Sonne.

»Heidegger ist okay. Und du hast dann doch noch geparkt?«, frage ich erfreut.

»Nein, wo denkst du hin? Ich stand da, ein Riesengetute überall. Dann kam die Miliz. Die Jungs wollten mich erst abschleppen. Dann wollten sie mich abkassieren. Am Ende haben sie den Wagen einfach selber hierhergefahren, auf den Parkplatz.«

»Die Miliz hat ihn gefahren?«, frage ich nach.

»Ja, die Miliz. Zu zweit waren sie. Einer blieb im Streifenwagen, der andere hat sich bei mir ans Steuer gesetzt und eingeparkt. Ich hab mich artig bedankt. Jetzt steh ich hier und frag mich, wie ich hier wieder rauskomm ohne Blechschaden. Ich park so ungern ein und aus! Das ist nicht so meins!«

»Polina, weißt du, was mich an dir so beeindruckt?« Ich kratze mir den Kopf. »Wenn nicht du mit Warnblinker an der Ausfahrt aus einem fünfspurigen Kreisverkehr gestanden hättest, sondern irgendwer sonst – Mann, Frau, Minister, Gouverneursgattin, Pinguin, Außerirdischer im Ufo –, hätten sie die nicht einfach abkassiert, sondern ihnen den Führerschein abgenommen. Und ihnen erst nach bestandener Fahrprüfung auf dem Übungsplatz mit dreimal ›Rückwärts einparken‹ wiedergegeben. Aber du kriegst irgendwie alles auf deine Art hin! Immer!«

»Weil ich, Matwejuschka, eine große Schauspielerin bin, das weißt du doch. Das ist das Wichtigste bei Frauen. Bei Männern eigentlich auch. Stimmts?«

»Stimmt insofern, als Männer manchmal auch große Schauspielerinnen sein können sollten«, räume ich mit einem düsteren Nicken ein.

Sie drückt die schlanke Zigarette an ihrem Absatz aus und zwinkert mir schon wieder zu, zwinkert sich durch ihre »Dummchen auf Rädern«-Show, die sie wohl nur zu ihrer eigenen Belustigung abgezogen hat. Dann setzt sie sich hinters Steuer, schaltet in den Sportmodus, schießt mit quietschenden Reifen aus der Parklücke und rast in Richtung Stadtzentrum, im dichten Verkehr wild die Spuren wechselnd. Sie kann also nicht parken, soso. Es gibt keine Polina Mendoza. Es gibt nur die Häute, in die sie schlüpft. Mit wem rede ich da? Und, andersrum, mit wem redet sie? Ich bin Schauspieler, sie ist Schauspielerin. Wir kennen unsere Rollen und bekommen manchmal nicht mit, wie das Leben uns Brocken aus anderen Szenarien unterjubelt.

»Was hast du denn für ein McDonald's mir bereitet, Kleopatra?«, frage ich mit der Stimme des römischen Feldherrn.

»Geduld, Marcus Antonius! Deiner harren Thermen und Tiaren!«

Der Oktober steht meiner Stadt gut zu Gesicht. Messing und Rost in den Bäumen. Der Beton des Flusses. Der Asphalt der Häuser. Der Himmel: eine Flasche Bombay Sapphire. Schon angebrochen. Bald kommt der November und leert sie bis zur Neige. Es ist Stoßzeit, wir fahren vom Bau zu den Bädern, die Stadt fährt aus der Sporthalle ins Büro. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass sich hinter diesen Fassaden aus der Stalin- und Chruschtschowzeit ein verborgenes, anderes Leben abspielt. Als verkaufte man einen Kundera im Marx-Engels-Einband. Ebendieses geheime Leben, die unterirdische Schönheit, lieben wir so an dieser Stadt. Nach ihr sehnen wir uns, wenn wir sie für längere Zeit verlassen müssen. Nach ihr, nicht nach dem Lenindenkmal oder dem Kino *Awrora*. Falsche Bücher, die in richtigen Buchhandlungen verkauft werden – das sind für uns der

Boulevard und seine Menschen. Es ist Teil unseres Nationalcharakters, mit alten, abgewetzten Karten unterirdische Schätze zu suchen und uns nicht mit dem zu begnügen, was über die Grasnarbe ragt. Denn über die Grasnarbe ragt nichts Vernünftiges.

Polina nimmt meine Stimmung wahr und schweigt. Wir lassen den Siegesplatz hinter uns, die Philharmonie, den antiken Tempel der Akademie der Wissenschaften, den weitläufigen Tscheljuskinzy-Park, das verboten lange Haus. Bevor wir zur Nationalbibliothek kommen, biegt meine Begleiterin rechts ab und taucht ein in ein unscheinbares Sträßlein, das auch zu einer Haftanstalt führen könnte, aber dieses führt nicht zu Betonwänden mit Stacheldraht, sondern zu schmiedeeisernen Zäunen mit Überwachungskameras. Nach kurzer Zeit stoßen wir auf einen Schlagbaum – einen seltenen Gast in einem Land, in dem alles allen gehört und nicht niemandem (genauer gesagt: Es gehört dem Einen). Die gestreifte Schranke fährt nach oben, die Mendoza steuert ihren großen Wagen schwungvoll in die schmale Garage neben einer Villa, deren Größe mich so schnell gar nicht beeindrucken kann. Hinter uns schließt sich das Rolltor und schafft ein intimes Halbdunkel.

»Herzlich willkommen, Matwej«, sagt sie beim Aussteigen. »Bei mir zu Hause war aus unserem Theater bisher erst einer.«

Ich nicke, ich kann in etwa erahnen, wer dieser eine ist.

»Mögen meine Lebensumstände auch fürderhin in Nebel getaucht sein.« Sie spricht ohne Spannung, es ist eher ein Blödeln. Und sie fährt fort, die Julianna-Iossifowna-Schülerin: »So viel der Nahrung du dem müßigen Geiste gibst, er wird nicht satt, er nutzt das Wissen bloß, den Hunger seiner Fantasie zu kräftigen. Merke dir: Am Eingang empfing dich ein Mohr, er nahm dir deine Kleider und gab dir dafür eine goldene Toga. Der Becken waren es drei, verbunden durch eine Kaskade mit Schildkröten. Und in der Sauna saß eine Nixe und schlug die Harfe.«

Ein Gang bringt uns aus der Garage zu einer Garderobe, hinter der eine kapitale Treppe nach oben führt. An der Treppe liegt ein Raum mit Holzverkleidung. Polina hakt mich unter, versengt

mit ihrer erhitzten Brust meinen Unterarm und zieht mich in diesen Raum.

Dann tritt sie einen Schritt zurück, nimmt den Ausdruck einer scheuen Dienerin an und bittet mit gesenktem Blick: »Entkleidet euch, mein Herr.«

So gerne ich mitspielen würde, ich begreife nicht, worauf das alles hinauslaufen soll. In fünf Jahren auf der Bühne habe ich mir Techniken erarbeitet, die mir angeborene Scheu zu überwinden. Ich kann mir, ohne mit der Wimper zu zucken, sogar einigermaßen verwegen, das Hemd vom Leib reißen, ich kann mit angehaltenem Atem einen leidenschaftlichen Kuss mit einer Kollegin mimen, mit der ich gerade noch, in der Pause, mit kaltem Blute über eine Fünfundsiebzig-Prozent-Stelle diskutiert habe. Ich kann mit blankem Hintern vor einem Dreitausend-Zuschauer-Saal herumspringen und dabei nur an den Text denken, der sich aus mir ergießt. Aber ich bin mir nicht sicher, ob mein blanker Hintern in dem Stück vorkommt, das wir grade spielen. Und ich weiß nicht, welcher Text sich dabei aus mir ergießen soll.

»Polina«, sage ich verwirrt, »Polina?«

Ich versuche, ihren Blick einzufangen, um ihr den Plan von den Augen ablesen zu können. Aber Polina verbirgt ihren Blick auf dem gefliesten Boden, sei es aus Verlegenheit oder weil sie immer noch die Scheue spielt. Zögernd greife ich nach meinem Gürtel. Sie steht reglos da.

»Polina«, spreche ich sie erneut an. »Was hast du vor?«

Die Mendoza bricht in heiseres Gelächter aus, sie klatscht vor Vergnügen in die Hände, weil sie dem Bürschlein den Kopf verdreht hat.

»Lass die Hosen runter, du Trottel! Du stinkst komplett nach Knast! Ich hab frische Klamotten für dich. Da, hinter der Tür, sind Sauna und Becken. Wenn du fertig bist, zieh dich an und komm rauf!«

Ganz zufrieden mit sich beobachtet sie, wie ich mich schnaufend aus den klebenden Jeans schäle, wie ich das schwitzige Hemd zusammenknülle – ich hab in den vierzig Tagen fünfmal geduscht.

»Du hast abgenommen, mein Lieber«, sagt sie in einem anderen Tonfall, meine Kleider am ausgestreckten Arm.

Es muss tatsächlich ziemlich stinken. Ich hab das ab der zweiten Woche nicht mehr wahrgenommen, so wenig, dass ich zu Hause nicht mal auf die Idee gekommen bin, zu duschen und mich umzuziehen.

Ich öffne die Tür und betrete den Raum mit der niedrigen Decke und dem gefüllten runden Becken. Der schlichte Charme der Bourgeoisie. Kleine Fliesen, Edelstahlarmaturen, weder Gold noch Kitsch – die Mendoza muss die Einrichtung nach ihrem Geschmack geordert haben. Als ich ins Wasser greife, ist es eiskalt. Erst mal Dampf. Die Sauna ist auf hundertzehn Grad geheizt, sobald ich es mir auf der Bank bequem gemacht habe, spüre ich, wie die Salzbrühe zu fließen beginnt. Ich fühle mich wie ein lebender Toter, der schichtweise Haut und Schmutz von sich abzieht, Klebzeug fließt in die Augen, strömt aus den Poren. Die Kälte, die sich während des eisigen Morgens in mir festgesetzt hat, taut dahin, schon nach einer Minute haben sich alle Körperpartien, die die niedrigen Temperaturen gut konservieren (Zehen, Lendengegend, Nacken) in der heißen Seligkeit entspannt. Ich stehe von der Bank auf, schwanke in der Hitze, gehe vorsichtig an der Pyramide rot glühender Steine vorbei, bloß jetzt nicht straucheln, nicht hinfallen, ich kehre zurück ins Frigidarium und lasse mich ins Becken sinken. Langsam, bewusst, genüsslich. Wahrnehmend, wie das kalte Wasser den ganzen Gefängnisdreck aufnimmt. Weshalb tut sie das?, frage ich mich. Eine Sauna, selbst wenn sie nicht mit Holz geheizt wird, sondern mit Strom, macht eine Menge Arbeit. Und nach dem leichten Birkenaroma hier zu schließen, ist das keine Elektro-, sondern eine richtige Holzsauna. Mit Birke angefeuert. Über fünf Stunden. Das Becken einlassen, ablassen. Nicht sie selber, schon klar. Da gibt es eine Gehilfin, schon klar. Aber weshalb? Ich stelle mich unter die Dusche, rubbel mich wie wild mit dem Schwamm ab, seife mich ein, fahre mir mit den über die Zeit gewachsenen Nägeln über die Haut, kratze mir wie ein Hund den schampoonierten Kopf. Und die Wasserstrahlen sind wie

eine Erleuchtung, wie eine Erlösung vom Kopfschmerz, Gott, was braucht der Mensch mehr? Bist du schlecht drauf oder traurig, geh duschen, auch ohne Sauna, wenn du wie ich keine hast. Aber dusche so, dass du jeden Wassereinstich auf der Haut wahrnimmst. Was für ein Glück! Wahrscheinlich, sag ich mir, kommt es nur daher, dass ich jetzt ein Promi bin. Jude Law spricht von mir. Fünfhundert Leute wollen mich nach der Entlassung empfangen. Ich werde sogar vor meinen Fans versteckt! Da hat Polina eben beschlossen, mich abzuholen und mit einem Saunagang zu verwöhnen.

Ich nehme die frischen Klamotten vom Stuhl, die die Mendoza bereitgelegt hat: Valentino-Boxershorts, ein gebügeltes weißes Ralph-Lauren-Hemd, Versace-Jeans, Gucci-Gürtel. Alles in meiner Größe, als wären wir seit fünfzig Jahren verheiratet. Und jeder könnte problemlos dem anderen eine Brille kaufen. Ich komme mir vor, als hätte ich mir in der Mendoza-Sauna den eigenen Körper runtergewaschen. Und dann einen neuen angezogen, der nicht meiner ist.

Ich gehe nach oben, da ist ein Wohnzimmer mit großen Fenstern, davor Kiefernwald. Wer hätte gedacht, dass es in unserer Stadt, mittendrin, bei der Nationalbibliothek, Kiefernwald gibt. Auf der kleinen Wiese vor dem Eingang schmurgelt die Mendoza etwas auf einem Grill. Sie kommt nicht so richtig klar mit dem Grill, kneift im Rauch die Augen zu.

Ich öffne ein Fenster, schaue hinaus und frage: »Na, Polinotschka, gleich am Morgen lecker Schaschlik reinpfeifen?«

»Nein, Matwejuschka«, erwidert sie im selben Tonfall. »Das ist kein Schaschlik! Das sind deine Jeans.«

»Die Jeans?«, kreische ich. »Die willst du grillen? Die sind aber ungenießbar.«

»Ich grill sie nicht, Matwejuschka! Ich verbrenne sie. Jeans und Hemd.«

»Wieso? Sind dir die Kohlen ausgegangen? Magst du Schaschlik mit Hemdenaroma?«

»Aberglaube, mein Lieber! Klamotten, mit denen du im Gefängnis warst, müssen verbrannt werden. Damit du nicht noch mal reinkommst.«

Meine Spielfreude ist dahin.

Polina kippt mit zusammengekniffenen Augen eine Drittelflasche Grillanzünder ins Feuer, auch noch direkt in die Flammen, kein Gedanke daran, dass die Flasche in ihren Händen explodieren könnte. Die entflammte Flüssigkeit läuft vom Grill auf den Rasen, fünf Zentimeter neben Polinas Schuhen, aber sie merkt nichts davon und gießt weiter. Selig sind die geistig Armen. Gänzlich unversehrt kommt sie wieder ins Haus und wäscht sich ausgiebig die Hände – ich blicke starr ins Feuer, aus Angst, das trockene Oktobergras könnte in Flammen aufgehen, die Kiefern, das Haus, aber nein, alles prima, der Grill mit meiner eingeäscherten Vergangenheit erlischt und qualmt mächtig.

Die Frau des Hauses holt unterdessen eine schwere Flasche aus dem Weinkühlschrank, öffnet sie mit dem elektrischen Korkenzieher und gießt sie in den Dekanter.

»Ich frag gar nicht, ob du willst. Ich hab ja die Foren gelesen. Auch wenn du denkst, du willst nicht, probier es, es wird dir gefallen und guttun.«

»Wer sagt denn, dass ich nicht will? Ich will!« Ich nicke resolut und werfe heimlich einen Blick auf die Wanduhr: vormittags halb zehn.

»Keine Sorge, Probe ist um sechs! Bis dahin sind wir wieder munter. Trink, Antonius!«, sagt sie und stellt sich mir gegenüber. Zwischen uns steht ein Mittelding aus hohem Tisch und Barhocker.

Wir trinken beide einen Schluck, ohne vorher anzustoßen. Der Wein ist schwer, herb. Perfekt ausbalanciert zwischen sauer und süß, ein wenig süßer, und es wär Plempe, ein wenig saurer, und es hätte einem den Gaumen verätzt. Ein ideales Bouquet von einem dürren Wermutzweig, grundiert mit rauchiger Eiche. Und die Farbe – eine Farbe, die man betrachten kann, als hätte man einen dunklen Burmarubin im Glas.

»Angemessen.« Ich mache einen auf Antonius, dabei bin ich eher ein Hans oder ein Jakob, Bier ist mir lieber. Bier ist billiger und lässt sich besser alleine trinken. »Was ist das für einer?«

»Ein Malbec. Aus Mendoza.« Sie nickt mir aufmunternd zu.

»Aus Mendoza?«

»Mendoza. Die argentinische Provinz. Meine Lieblingsweinregion. Roter Malbec, weißer Chardonnay.« Sie grinst. »Was glaubst du, wo ich meinen Spitznamen herhab?«

»Mendoza ist dein Spitzname? Ich dachte, du heißt wirklich so. Du stehst doch auch auf den Plakaten als ›Mendoza‹.«

Hier signalisiert sie mit einer Augenbraue: Was bedeuten schon Plakate?

»Die alten Theaterhasen sagen, du wärst zur Hälfte Spanierin. Das hab ich von den Capuleti-Leuten gehört: Dein Vater wär zu so einer Austauschsache in die UdSSR gekommen, war mit deiner Mutter zusammen, hat euch nach deiner Geburt aber nicht mitgenommen. Spanische KP. Kriegsheld.«

»Ich liebe es. Und befördere so was.«

Noch nie habe ich jemanden so Wein trinken sehen wie Polina – gierig, drei große Schlucke hintereinander weg. Kopf in den Nacken, und leer ist das Glas.

»Nein, Mendoza ist nicht mein Name. Aber ich heiße wirklich Mendoza. Wein ist zum Trinken da, junger Mann. Zum Trinken, nicht zum Süffeln. Wenn die Griechen Wein getrunken hätten, wie ihr das versucht, hätten wir weder Musik noch Theater noch Philosophie.« Sie lässt ungeduldig die Hüften kreisen, damit ich endlich mit meiner Portion zu Rande komme.

»Trink nicht vom Wein, Gertrude. Der Trunk ziert Damen nicht«, flehe ich sie an.

»Wird die Ambrosia in deinem Kelch nicht bald zu Essig?«, heizt sie mir ein. »Die Kehle geschmiert, Dionysos schläft ein!«

»Die Griechen haben ihren Wein mit Wasser verdünnt«, versuche ich, mich aus der Affäre zu ziehen.

»Die Griechen kannten keinen Malbec aus der argentinischen Provinz Mendoza«, beharrt die Frau des Hauses.

Der Wein ist wirklich gut, nach dem zweiten Glas gerät das Zimmer leicht ins Wanken, als hätte sich unsere Orgie auf eine Triere verlagert. Polina zieht eine Platte mit Austern aus dem Kühlschrank.

Sie muss sie geöffnet haben, während ich in der Sauna war. Die Mollusken haben schon Saft abgegeben, aber der Mantel ist noch nicht gekräuselt.

»Ich weiß, Antonius, was du mir sagen möchtest. Dem wohlgebildeten Gast ziemt es nicht, zur Auster roten Wein zu trinken. In manch einer Provinz wird man dafür vom Tisch verjagt. Fort aus der Polis, noch hinter den Stadtwall. Schuldig geworden bin ich nun an dir. Allein, ich dulde heute keinen weißen Wein. Er ist kein Göttertrunk.«

»Ist er nicht«, pflichte ich bei und nehme einen kräftigen Schluck.

Dann greife ich mir vorsichtig eine Austernschale und kippe sie mir in den Mund. Ein Teil des Saftes läuft mir wie befürchtet übers Handgelenk, gut, dass ich die Ärmel umgeschlagen hatte.

»Die Jugend zeigt sich ungelenk«, sagt Polina grinsend.

Ich eile verlegen zum Waschbecken. Das Hemd ist gerettet. Wieder füllen sich die Gläser, der Weinstrahl windet sich zum Zopf. Die Mendoza treibt mich an, los, los, runter damit. Normalerweise bin ich der Schnellste in der Runde, aber Polinotschka ist schon weiter. Die zweite Flasche ploppt auf.

»Der ist besser«, verspricht die Frau des Hauses.

»Erbarmen, Matuschka«, versuche ich, mein lahmes Tempo zu entschuldigen. »Ich darbte vierzig Tage in der Wüsten, ging vierzig Tage nur in Säcken, ernährte mich von Grillen nur und Wasser. Mein Leib verlernte so, den Wein zu fassen.«

»Trink, Padawan, und werd zum Jedi.« Sie schenkt mir nach. Und hakt nach, den Blick geschärft: »Erzähl, wenn du willst. Wenn nicht, dann nicht. Das mit dem Grillenessen war nicht bloß ein Spruch, oder?«

Ich gehe in Lauerstellung.

»Musst ja nicht erzählen. Ich hab gelesen über das Futter in Okrestina. Über die Kakerlaken in der Grütze. Über vierzig Mann in einer Sechserzelle. Über die Feuchtigkeit, die dir das Unterhemd am Körper über Nacht mit schwarzem Schimmel überzieht. Verdammt.« Sie schlingt die Arme um den Kopf und hat jetzt aufgehört,

zu spielen und zu scherzen. »Womit haben wir das verdient? Hm? Matwej? Sag! Wie viele Leute haben sie aus dem Leben gerissen und in einen Schuhkarton gesteckt? Wieso Julianna Iossifowna?« Sie bricht ab und beißt sich auf die Lippe. Mein Gesichtsausdruck muss sich stark verändert haben, denn sie verbietet sich, den Gedanken weiterzuentwickeln.

»Weißt du«, beginne ich mit Mühe, »unter Stalin haben sie die Leute massenweise erschossen. Und das war entsetzlich. Aber es hat das Problem kaschiert. Oder weniger kaschiert als es vielmehr aus dem Weg geschafft. Unter die Grasnarbe. Drei Meter tief. Denn jeder, der mal da war. Der wird, verstehst du. Schon in einem Monat. Wird ein Stück Gefängnis. Und lebt sein Leben weiter. Als Gefängnis. Unter Menschen.«

»Alles wird gut, Matwejuschka.« Sie legt mir die Hand auf den Arm. »Lass uns lieber Lieder singen.«

»Lieder singen?« Ich kann nicht folgen.

Die Mendoza schnappt sich die offene Flasche, klemmt sie sich zwischen die Finger und zieht mich hinter sich her. Wir passieren Mendoza-Porträts in Öl in doppelter Mendoza-Größe. Wir passieren eine Theatermaskenausstellung. Wir passieren prachtvolle Kostüme, hindrapiert wie Ritterrüstungen, die genau in diese Flure gehören. Wir passieren Mendoza-Schlafzimmer, die es dort für all ihre Launen gibt, also viele, sehr viele. Schließlich landen wir vor einer filzbeschlagenen Tür. Darüber hängt ein Leuchtkörper mit der Aufschrift: »BITTE RUHE! SENDUNG!« Die Schrift ist so exzentrisch, dass die Leuchte aus einem bedeutenden Fernsehstudio stammen muss.

»Hinter dieser Tür liegt der Hort meiner Sünden, Matwejuschka«, eröffnet die Frau des Hauses mir vertraulich. »Da lass ich fast niemanden rein. Der Zugang öffnet sich nach drei ehrlichen Schlucken Wein. Bist du bereit? Wenn nicht, dann sag es mir!«

»Bin bereit«, sage ich, da ich feststelle, dass die Mendoza auch schon sichtlich bereit ist.

Der Wein kommt mir jetzt nicht mehr schwer und herb vor. Er schluckt sich besser weg. Ich setze die Flasche an, eins, zwei, drei, und

reiche das Gefäß an die Freundin weiter. Bevor sie trinkt, bringt sie die Flüssigkeit in der Flasche in Wallung, sodass der Wein als schäumender Bergbach in den Mendoza-Mund schießt. Was diese Frau auch anfasst, sie legt eine mir unerreichbare Meisterschaft an den Tag.

Die Tür fliegt auf. Dahinter liegt ein mit schwarzem Samt ausgekleidetes Studio, eher TV als Ton. Vor der Bühne gibt es drei Sitzreihen, falls die Königin einmal vor einem in Glückseligkeit erstarrten Publikum aufzutreten beliebt. Der Designer hat sich ins Zeug gelegt: Es gibt eine Discokugel, aber keinen billigen Achtzigerjahre-Abklatsch, das hier ist ein Messingartefakt, garantiert aus einem der Clubs in Vegas, die noch die schmeichelnde Elvis-Stimme gekannt haben. Auf der Bühne steht ein Mikrofon mit Chromhalter, mannshoch, bauchig, von Edelstahlringen eingefasst, ein Objekt aus den eleganten Fünfzigern, das nahelegt, der Mann dahinter trage schneeweiße Schlaghosen mit viel Strass.

»Hier singe ich, wenn mich das Leben fickt«, erklärt mir Polina und zerrt mich mit auf die Bühne.

Offenbar ist dies tatsächlich ihr Kraftort, der Ort, an dem sie gern allein ist, aber irgendwie will sie ihn vorführen, teilen. Das Allerheiligste. Die Fernbedienung in ihrer Hand lässt den in die gegenüberliegende Wand eingelassenen Fernseher aufleuchten, sie wählt rasch einen Track, weiß genau, was kommen soll.

»Mach dich bereit, es ist ein Duett. Wir grölen zusammen«, ordnet sie an, und los geht es: Aus den Konzertlautsprechern im Studio schleicht sich auf Zehenspitzen Klaviergeklimper. Es klingt, als säße irgendwo hinter einer Portiere ein Barmusiker und bewürfe uns mit Klangkonfetti.

Über den Bildschirm läuft der Text, Polina setzt ein:

»Try not to get worried, try not to turn on to
Troubles that upset you, oh!
Don't you know
Everything's alright, yes, everything's fine
And we want you to sleep well tonight
Let the world turn without you tonight.«

Die Partie der Maria Magdalena aus der Rockoper *Jesus Christ Superstar*, und wie sie sie singt! Die Mendoza-Stimme hat nichts von Oper, auch nicht von Schlager, sie ist sehr intim. Jemand singt für sich selbst, aber so, dass es einem das Herz abschnürt. Und dann ist ihr Gesang auch noch gleichzeitig Wiegen- und Klagelied, so klingt Beniamino Gigli in seinen besten Arien, wenn er nicht singt, sondern den Text gleichsam melodisch artikuliert. Polina greift nach meiner Hand und drückt sie, um mir zu bedeuten, dass gleich der männliche Part beginnt. Ich habe das Motiv nur noch sehr vage im Ohr, aber als ich einsetze, richten schon die Worte und ihr Rhythmus meine Stimme aus und verleihen ihr Kraft. Sinn und musikalischer Gehalt sind ganz im Einklang.

»Woman, your fine ointment, brand new and expensive
Should have been saved for the poor
Why has it been wasted?
We could have raised maybe
Three hundred silver pieces or more
People who are hungry, people who are starving
Matter more than your feet and hair!«

Bei der letzten Phrase folge ich dem Motiv brav in die Höhe, und es wird überraschend gut. Polina hebt den Daumen und setzt ihr Klagewiegenlied fort, das wohl nur geschrieben wurde, um mich persönlich zu trösten, ganz konkret mich zu heilen.

»Try not to get worried, try not to turn on to
Problems that upset you, oh
Don't you know
Everything's alright, yes, everything's fine
And we want you to sleep well tonight
Let the world turn without you tonight
If we try, we'll get by, so forget all about us tonight.«

Die Worte Jesu gehen mir durch und durch, ich intoniere jetzt mit voller Stimme, und die Melodie fügt sich: Wo es sein muss, drehe ich

auf, gebe ein bisschen Gas (»to save the poor from their lot«), wo es sein muss, gehe ich ein bisschen zurück, nehme etwas Bass aus der Stimme und lege eine Schippe Nachdenklichkeit drauf. Als wir zum Ende kommen, fallen wir uns vollkommen synchron in die Arme und springen herum wie die Irren, und ich hätte nie gedacht, dass ich a) Karaoke singen würde b) mit der Mendoza und es c) dermaßen therapeutisch wirksam sein und so viel Schweiß, Lachen und Tränen aus mir herauspressen würde.

Wir schreiten gemeinsam die Erdbeerfelder der Beatles ab, dann basse ich für sie *Into My Arms* von Nick Cave, wir kreischen zusammen David Bowies *Life on Mars*, um endlich bei Zoi zu landen und unisono *Igra, Spokojnaja notsch* und *Filmy* zu singen.

Unterdessen zeigt sich, dass Singen die Sänger einander näherbringt. Näher noch als Tanzen die Tanzenden. Unterdessen zeigt sich, dass es völlig in Ordnung ist sich zu umarmen, wenn man zu zweit mit seinen Stimmen so etwas Schönes geschaffen hat. Es zeigt sich weiter, dass es vollkommen natürlich und folgerichtig ist, sich anschließend zu küssen. Erst auf die Wangen, dann auf den Mund, dann auf Hals und Mund, dann auf Brust, Hals und Mund, und sie streichelt mich erwartungsvoll. Dann zeigt sich noch, dass die Mendoza ein trauriges Fältchen unterhalb ihrer Unterlippe bekommt, wenn sie obenauf liebt. Dann zeigt sich noch, dass sie hinterher still und in sich gekehrt ist. Dann zeigt sich noch, dass sie es nicht mag, wenn ich sie an mich ziehen möchte, ein Bein über sie schlage oder meine Nase gegen ihren Hals stupse. Dann zeigt sich noch, dass nicht alle Verrichtungen, die unter »Nähe« laufen, tatsächlich mit Nähe zu tun haben. Dann zeigt sich noch, dass sie mir über den Rücken streicht, wenn ich mich auf den Bauch drehe und wegdämmere. Und dass ich im Schlaf ihr Flüstern höre: »Du Ärmster.« Dabei müssten die Hämatome schon verschwunden sein. Dann zeigt sich noch, was Lady Di gemeint hatte, als sie schrieb: »Lass dich nicht bemitleiden, du gewöhnst dich dran.« Und, ja, there is life on Mars. Hell lot of life on Mars.

Es schläft sich gut auf einer nach Parfum duftenden Matratze. Es schläft sich gut unter einer Decke. Es schläft sich gut ohne Jeans

und Hemd am klebrigen Leib. Ohne das Getrampel und Gebrüll von Wachleuten und Aufpassern. Aber die Träume, diese Zauberträume, auf die ich Nacht für Nacht wartete, bleiben aus.

Neben meinem Ohr quäkt es: »Skibidi bap bap«, und da liegt die Mendoza neben mir, auf der Seite eingeschlafen, mit dem Rücken zu mir. Sie tastet nach dem lärmenden Telefon, verleiht ihrer Stimme die für morgendliche Anrufe gebotene Verruchtheit: »Hallo!«

»Grüß dich, Polinka«, quäkt diesmal eine Männerstimme. Sie hat etwas Träges, das schlampig Abgehalfterte kommt dem »Skibidi bap bap« erstaunlich nahe.

»Guten Morgen«, quetscht die Mendoza einigermaßen angeekelt durchs Telefon.

»Von wegen Morgen, es ist schon halb drei!«, zetert das Männchen, und Polina drückt, drückt das seitliche Knöpfchen ihres Telefons, drückt die Lautstärke der Stimme weg, stellt sie leiser. Dann steht sie abrupt auf und verlässt nackt das Schlafzimmer, aber ich höre trotzdem, was sie sagt: »Wann? (…) Jetzt? (…) Gleich jetzt kann ich nicht. (…) Dann meinetwegen in einer halben Stunde. (…) Ich hab schon verstanden, dass du Mittagspause hast. Ich hab auch noch ein Leben, verstehst du?«

Ich stehe auf. Mein Kopf ist ein Hundert-Tonnen-Aquarium, ich bin ein winziger Zwergwels auf seinem Grund. Um mich herum schwimmen Haifisch- und Zitterrochengedanken, jede Regung bewegt Tonnen von Wasser und presst mich zu Boden. Aber das ist kein gewöhnlicher Kopfschmerz. Nicht der Kopfschmerz aus dem Glas. Jeder moderne Mensch begegnet regelmäßig, mindestens einmal im Monat, dem Schmerz und leert höflich mehrere Gläser Wasser mit ihm. Der Schmerz heißt Katzenjammer. Was wäre natürlicher als Katzenjammer?

Jeans und Hemd wurden noch vor Erreichen des Bettes abgeschossen. Ihre runzligen Häute liegen am Fußende, die Jeans weiter weg, an der Tür, das Hemd näher dran, ein Ärmel liegt auf der Matratze. Die Shorts sind nicht zu sehen, ich schaue unter die Decke, schaue unters Kissen, verfrachte sogar mit einiger Mühe mein Hundert-